

Der Buchstabe und der Geist

Von Dr. Leo Weisgerber

o. ö. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft
und Keltologie an der Universität Bonn

Rede anlässlich der feierlichen Überreichung
des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim
durch den Herrn Oberbürgermeister am 5. März 1961



IM DUDENVERLAG
DES BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUTS · MANNHEIM

**Das Wort DUDEN ist für Nachschlagewerke
des Bibliographischen Instituts
als Warenzeichen eingetragen**

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck nur mit besonderer Genehmigung des Verlages

© Bibliographisches Institut AG · Mannheim 1961

Gesamtherstellung: Zehnersche Buchdruckerei, Speyer

Umschlagentwurf von Hans Hug, Stuttgart

Printed in Germany

ZUM GELEIT

„Das Gesetz der Muttersprache hat jeder von uns an sich selbst erfahren. Er ist als Kind, lange bevor er sich seiner selbst bewußt war, ehe er wählen und selbst entscheiden konnte, in eine Muttersprache eingegliedert worden . . . Ein jeder hat sich durch das Hineinwachsen in seine Muttersprache einen Sprachbesitz erworben, mit dem er unausgesetzt in den mannigfaltigsten Formen der Sprachverwendung arbeitet . . .“ (Leo Weisgerber)

In diesen Worten wird die Verpflichtung erkennbar, die der Mensch seiner Muttersprache gegenüber trägt. In der Reihe der Persönlichkeiten, deren Lebenswerk sich im Dienst an der deutschen Sprache erfüllen konnte, steht Konrad Duden. Ohne ihn ist die gegenwärtige Gestalt unserer Sprache nicht denkbar. Er ist seit 1872, dem Jahre des Erscheinens seines Buches „Die deutsche Rechtschreibung, Abhandlung, Regeln und Wörterverzeichnis“ zu einem Begriff geworden. „Das vollständige orthographische Wörterbuch der deutschen Sprache“, 1880 erschienen, machte ihn endgültig zum Kodifikator der deutschen Rechtschreibung. Name und Werk verschmolzen, wie auch die Namen Benz und Röntgen zu Begriffen für ihre Leistungen wurden. In zielbewußter Arbeit entstand gegen manchen Widerstand der uns bekannte „Duden“. „Wir besitzen in der Tat eine Rechtschreibung für das ganze deutsche Sprachgebiet, soweit die deutsche Zunge reicht“, heißt es 1902 in dem Vorwort der siebenten Auflage.

Das Bibliographische Institut in Leipzig war es, das Dudens Werk gesichert und ständig weiter ausgebaut hat. Aus politischen Gründen zur Flucht gezwungen, haben das Institut und später auch die Dudenredaktion in Mannheim eine neue Heimat gefunden. Der Mannheimer Gemeinderat beschloß 1960 auf den Vorschlag eines Preisrichterkollegiums, den vom Bibliographischen Institut angeregten und geförderten Konrad-Duden-Preis dem ordentlichen Professor für allgemeine Sprachwissenschaft und Keltologie an der Universität Bonn, Dr. Leo Weisgerber, zuzuerkennen. Seine Verdienste um die deutsche Sprache werden uns in der Laudatio gegenwärtig:

„Professor Dr. Leo Weisgerber hat sich um die Erforschung und Pflege der deutschen Gegenwartssprache in besonderem Maße verdient ge-

macht. Seine Liebe zur Muttersprache erwuchs aus der Einsicht, daß man Sprachwissenschaft nicht nur um ihrer selbst willen, sondern als Mittel zur Erkenntnis des geistigen Weltbildes der Sprachgemeinschaften betreiben müsse. In zahlreichen Veröffentlichungen legte er diese Grundauffassung von der Sprache als Gestalterin des geistigen Lebens eines Volkes nieder. Sie bewog ihn zu einem ständigen verantwortungsbewußten Bemühen um die Sprachpflege und um die Abwehr sprachlicher Not. Leo Weisgerber ist würdig, erster Träger des Konrad-Duden-Preises zu sein, weil die Ergebnisse seiner Forschung richtungweisend sind und weil er aus ihnen für sich selbst die Verpflichtung abgeleitet hat, der deutschen Muttersprache tätig und aufopferungsvoll zu dienen.“

Bei der Feier der festlichen Verleihung des Konrad-Duden-Preises an Professor Dr. Leo Weisgerber am 5. März 1961 im Musensaal des Mannheimer Rosengartens vereinigten sich mit den Mitgliedern des Mannheimer Gemeinderates und Abgeordneten des Landtages von Baden-Württemberg zahlreiche Sprachwissenschaftler und Universitätsprofessoren aus dem In- und Ausland. In ihrer Mitte weilte der Enkel Konrad Dudens, Professor Dr. Konrad Duden, Mannheim.

Konrad Duden und Leo Weisgerbers Schaffen galt und gilt der deutschen Sprache. Auf ihre Weise haben sie das Erbe von Jacob Grimm aufgenommen und erweitert:

„Von allem, was die Menschen erfunden und ausgedacht, bei sich gehegt und einander überliefert, was sie im Verein mit der in sie gelegten und geschaffenen Natur hervorgebracht haben, scheint die Sprache das größte, edelste und unentbehrlichste Besitztum. Unmittelbar aus dem menschlichen Denken emporgestiegen, sich ihm anschmiegend, mit ihm Schritt haltend, ist sie allgemeines Gut und Erbe aller Menschen, das sich keinem versagt, dessen sie gleich der Luft zum Atmen nicht entraten könnten“. (Jacob Grimm)



Dr. jur. Hans Reschke
Oberbürgermeister der Stadt Mannheim

Der Buchstabe und der Geist

Hochansehnliche Versammlung!

Der Anstoß, der mir bei diesem feierlichen Anlaß ein Nachdenken über den Buchstaben und den Geist nahelegt, ist nicht schwer zu durchschauen. Konrad Duden, in dessen Zeichen wir uns hier zusammengefunden haben, kann wohl als einer der wenigen Männer des geistigen Lebens bezeichnet werden, deren Namen so unmittelbar in den Gemeinwortschatz eingegangen sind, daß wir sie geläufig als Hauptwörter gebrauchen. Wir sind gewohnt, ein Wort *im Duden* nachzuschlagen, während wir selbst für das größte deutsche Wörterbuch sagen müssen, daß ein Wort *im Grimmschen Wörterbuch* oder allenfalls *bei Grimm* steht. Diese Verschmelzung Konrad Dudens mit *dem Duden* bewirkt aber auch, daß der Verfasser für die Öffentlichkeit in ganz bestimmtem Sinne gekennzeichnet ist. Jahrzehnte hindurch war *der Duden* im Grunde das Rechtschreibwörterbuch, und wenn dieses auch nach und nach mit einem *Stilduden*, einem *Bilderduden*, einem *Fremdwörterbuch* und einer *Duden-Grammatik* zum *Großen Duden* zusammengewachsen ist, so steht doch die im Duden geordnete Rechtschreibung noch so deutlich im Vordergrund, daß eben *der Duden κατ' ἐξοχήν* der *Rechtschreibduden* ist. Wo es aber um Rechtschreibung geht, da sieht das Gemeinbewußtsein in erster Linie Buchstaben, und so wird man sagen müssen, daß dort, wo der Name Duden erklingt, auch der Buchstabe gegenwärtig ist und bestimmend bleibt, wo weiterführende Überlegungen angestoßen werden.

Wenn auch wir hier ansetzen, so wird man wohl die Tatsache voranstellen müssen, daß der Buchstabe in einem recht umstrittenen Rufe erscheint. Man könnte Seiten füllen mit Zitaten, die dem Buchstaben wenig geneigt sind. Bereits die weit verbreitete Wendung *am Buchstaben kleben* läßt ihn als Kennzeichen des fehlenden Schwunges, der vermißten Großzügigkeit erscheinen, und die Rede vom *toten Buchstaben* weist ihm die Rolle von Ballast und Hindernis zu. Es melden sich Gegensätze an.

So zwischen dem Buchstaben und dem Sinn: *etwas buchstäblich nehmen*, das geht in der Richtung von Till Eulenspiegel, selbst wenn gar kein Buchstabe beteiligt ist, wer *dem Buchstaben nach* verfährt, gerät leicht in Einseitigkeit. Wer *auf Buchstaben herumreitet*, wird rasch unerträglich, und wer *auf den Buchstaben pocht*, sieht sich bald in der Nähe Shylocks. Gerade im Rechtswesen wird Derartiges stark gespürt. Der Jurist ist erst dann beruhigt, wenn er eine Abmachung *dem Buchstaben wie dem Geiste nach* erfüllt sieht. Diese Spannung zwischen dem *Buchstaben* und dem *Geiste* wächst dann rasch bis in einen metaphysischen Gegensatz hinein. Sie mag zunächst noch einem Unterschied der Beharrungskraft entspringen. Der *Buchstabe des Gesetzes* fängt an, dem *Geiste des Gesetzes* zu widersprechen, wenn die festliegende Formulierung dem Wandel der Geschichte nicht zu folgen vermag. Aber der Gegensatz liegt tiefer: was dem Juristen wenigstens in der Möglichkeit des Ausgleichs erscheint, das sieht der Theologe in einem Gegensatz von Anbeginn: *Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig*, ein Pauluswort, das uns erschrecken kann.

So verschieden die Höhenlage sein mag: alle diese Zeugnisse sind erfüllt von einem tiefen Mißtrauen dem Buchstaben gegenüber, und wenn sie recht haben, dann kommt der, der sich des Buchstabens annimmt, in eine eigentümliche Lage. Steht er nicht auf der falschen Seite? Wenn die Entscheidungsfrage gestellt ist: Buchstabe oder Geist?, dann sollte es kein Zögern für die Antwort geben.

Nun sagt uns das Gefühl, daß der Gegensatz nicht so schroff sein kann. Buchstabe und Geist können keine sich gegenseitig ausschließenden Größen sein. Schon allein die Tatsache, daß sie so oft im gleichen Atemzug genannt werden, bestätigt im Grunde ihre Nähe zueinander. Aber diese Nähe ist offenbar gekennzeichnet durch eine unerwartete Spannung. Denn dies ist doch das mindeste, was wir der vielstimmigen Anklage gegen den Buchstaben zugeben müssen: die Gelegenheiten, bei denen wir uns an dem Buchstaben stoßen, erweisen sich als häufiger und gewichtiger als man vermuten sollte, und die Spannungen, namentlich zum Geiste hin, können den Charakter von Zerreißproben annehmen. Das mag einseitig gesehen sein, und auf jeden Fall müßten auch positive Urteile einbezogen werden. Aber das Verhältnis des Buchstabens zum Geist ist nach alledem so vielgestaltig und widerspruchsvoll, daß es nötig

erscheint, den Quellen und der Tragweite der Erfahrungen nachzugehen, die sich in den angeführten Urteilen niedergeschlagen haben. Müssen wir nicht zu einer sachgemäßen Einsicht in ein Problem gelangen, das uns bis an die Grundfesten unseres geistigen Lebens führt?

Es ist immer am richtigsten, die Probleme an ihrer Wurzel zu packen. So bietet sich als Ausgangspunkt für diese Überlegungen die schroffste Formel an, das Paulinische *der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig*, eine Stelle, die nicht nur für den religiösen Bereich weitgehende Folgerungen nach sich zieht, sondern die auch sicher als Quelle für andere kritische Urteile über den Buchstaben anzusehen ist. Man wird mit Recht einwenden, das habe seine Bedenken, weil diese Stelle mit allzuvielen theologischen Problemen beladen sei. Wer die theologischen Kommentare zum 2. Korinther-Brief aufschlägt, kann sich leicht überzeugen, wieviel hier tatsächlich daranhängt.* Von dem *Buchstaben* geht es rasch zum *geschriebenen Gesetz*, dem durch die *Tafeln der Zehn Gebote* repräsentierten Alten Bund, der auf ängstlicher *Gesetzeserfüllung* aufgebauten Religion. Dem tritt Paulus gegenüber als Verfechter des Geistes, und als Verkünder des lebenweckenden Geistes will er die einschränkenden, lähmenden, letztlich tötenden Wirkungen der Buchstabengläubigkeit überwinden. Was sich in der Formel $\tau\acute{o}\ \gamma\acute{\alpha}\rho\ \gamma\rho\acute{\alpha}\mu\mu\alpha\ \acute{\alpha}\pi\omicron\kappa\tau\epsilon\iota\nu\epsilon\iota,\ \tau\acute{o}\ \delta\epsilon\ \pi\upsilon\epsilon\upsilon\mu\alpha\ \zeta\omega\omicron\pi\omicron\upsilon\epsilon\iota$ zusammenballt, ist also weit mehr als ein Urteil über den Buchstaben und den Geist; es ist das Aufeinandertreffen zweier Standpunkte, die zugespitzte Kennzeichnung zweier religiöser Haltungen, die auf zwei Worte zurückgeführte Grundüberzeugung einer Glaubensverkündigung.

Zweifellos ist hier dem Buchstaben mehr aufgeladen, als er tragen kann und muß. Trotzdem wäre es falsch, sich damit zu beruhigen, daß es also doch nicht ganz so schlimm um ihn stünde. Wäre er nur Sündenbock für anderes, so müßte dieses eigentlich Gemeinte ja doch offenbar werden. Aber es bleibt in wiederholten Wendungen bei der engen Verbindung von *γράμμα* mit *θάνατος* und *κατάκρισις*, von Buchstabe mit Tod und Verurteilung, gegenüber dem *πνεῦμα*, dem Geist mit Freiheit, Gerechtigkeit und Leben.** Und es ist nicht die einzige Stelle. Auch im Römerbrief ist

* Vgl. die Kommentare von E. B. ALLO (2 1956); B. H. STRACHAN (1935); H. LIETZMANN (1937); H. WINDISCH (1924); PH. BACHMANN (1922); A. PLUMMER (1915).

** Vgl. vor allem E. B. ALLO S. 83 ff u. 103 ff.

der Gegensatz von *γράμμα* und *πνεῦμα* gegenwärtig, und man hat geradezu gesagt, daß auf ihm wesentliche Teile der Paulinischen Theologie aufbauen. Doch verblaßt dabei der unmittelbare Sinn des *Buchstabens* nie so weit, daß man diese Überlegungen als nur die Theologen angehend ausschalten könnte. Was sich hier im schärfsten Gegensatz im Bereich des Religiösen aufdrängt, ist doch die deutlichste Form einer allgemeineren Erfahrung, die man dieser zugespitzten Formulierung entnehmen muß.

Der Buchstabe im Gegensatz zum Geist, die Tafel der Gebote im Abstand vom Leben aus dem Geiste Gottes: so gesehen rückt das theologische Wort in Zusammenhänge, die ihm Bestätigung und Abwandlung zugleich bringen. Was ist es anders als die Spannung, die Antigone zwischen den gesetzten Geboten des Staates und dem ungeschriebenen Recht der Weltordnung verspürt? Der Abstand, der dem Dichter zwischen seinen Eingebungen und dem fernen Nachklang im geformten Werk unüberwindbar entgegentritt? Gäbe es das Paulinische Wort nicht, so müßte man geradezu einen anderen Topos, ein mit Begier aufgegriffenes und abgewandeltes Wort erwarten, in dem sich die Menschen eine ihrer immer wieder gespürten Bedingungen und Schranken vor Augen hielten. Es ist nicht bekannt, daß die Griechen eine andere gleich einprägsame Formel besessen hätten*, und was uns später begegnet, ist meist schon durch die Bibelstelle mitbestimmt. Messen wir also weiter an ihr, was an Vorwürfen gegen den Buchstaben vorgebracht wird.

In dem Angriff auf den Buchstaben vereinigen sich drei Beschwerden, die verschieden tief wurzeln. Die eine zielt auf die Sprache als solche und sieht in dem greifbarsten Zeichen den Vertreter eines unzureichenden Verfahrens, das als ganzes die Abwehr des Geistes hervorruft. Die zweite wendet sich im Grunde gegen die Schrift insgesamt und zieht den Buchstaben hinein in kritische Gedanken, denen die Spannung zwischen Schrift und Sprache immer neue Nahrung gibt. Die dritte meint eigentlich erst den Buchstaben selbst und findet in seinen Verhaltensweisen mögliche Gefahren für Schrift, Sprache und Geist. Es ist gut, diese

* Vgl. dazu ALLO a. a. O. S. 110.

drei Angriffsfronten getrennt abzuschreiten, um dann zu sehen, wo die berechtigten Gründe jener Beschwerden liegen.

a) Daß es seelische Zustände gibt, in denen die ganze Sprache mit Schrift und Buchstaben als Hindernis und Hemmung empfunden wird, läßt sich nicht leugnen. Es sind nicht die vordergründigsten Tätigkeiten des Menschen, die sich durch die Sprache beeinträchtigt fühlen. Wer kennt nicht die Klagen aller mystischen Abwandlungen des Religiösen, denen die Sprache als das eigentliche Hindernis der Gottesschau, die unübersteigbare Schranke des vollen Gotteserlebens begegnet? Und wem klingen nicht die Verse der Dichter im Ohr: aus Schillers Votivtafel (47):

„Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen!
Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr.“

Und noch eindringlicher Goethes Venezianisches Epigramm (76):

„Was mit mir das Schicksal gewollt? Es wäre verwegen
Das zu fragen: denn meist will es mit vielen nicht viel.
Einen Dichter zu bilden, die Absicht wär ihm gelungen,
Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt.“

Macht er erst in seinem Mißmut die deutsche Sprache dafür verantwortlich (29):

„...so verderb ich unglücklicher Dichter

In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst“,
so konnte er wohl selbst nicht im Zweifel sein, daß nicht die deutsche Sprache (die er später als die Königin der Sprachen rühmt) das eigentliche Hindernis war, sondern daß er mit jeder anderen Sprache dieselben, wenn nicht noch bedrückendere Erfahrungen gemacht hätte.

Es gibt also – und wer wollte das bezweifeln – Grenzen der Sprache. Wir verstehen den Mystiker bei seinem Versuch, die Sprache ungeschehen zu machen, auch wenn dieser Versuch nie gelingen kann. Und wir verstehen den Dichter in seinem verzweifelten Ringen mit der Sprache, auch wenn dieses Ringen ihn erst zum Dichter macht. Wissenschaftlich wird man ohne weiteres zugeben, daß sprachliche Welterschließung etwas anderes ist als religiöses oder künstlerisches Weltverstehen. Nur muß diese Auseinandersetzung in ihrer ganzen Breite gesehen werden. Jedenfalls geht es nicht an, in diesen Spannungen dem Buchstaben eine be-

sondere Schuld aufzuladen. Die Ablehnung zielt auf die Sprache als ganze. Sicher wird das Hindernis dort am augenfälligsten, wo es in objektiver Form erscheint: der unwandelbar in Stein eingegrabene Buchstabe ist das aufreizende Wahrzeichen einer als ganze nicht anerkannten Macht. Hier wurzelt das Wort von dem *Buchstaben, der tötet*, und es ist kein Zweifel, daß nicht nur die Mystik zur Beseitigung ihres Gestalt gewordenen Antipoden aufruft, sondern daß auch geistgebundene Religion in der Buchstabengläubigkeit die sprachliche Grenze überschritten sieht, die sie in *Wort* und *Schrift* anzuerkennen nicht zögert. Die ganze Tiefe dieser Spannung auszuloten, ist hier nicht der Ort. Nur von dem Gegensatz *Buchstabe – Geist* aus sei die Frage angeschlossen, ob das mystische Denken mit der Zurückdrängung von Buchstaben und Sprache tatsächlich den Geist kräftigt. Der Dichter aber, der das Ringen mit der Sprache in einen Kampf verwandelte, müßte den Geist verstummen lassen.

b) Steht hier also das Mißtrauen gegen den Buchstaben in einer Auseinandersetzung, in der es um die Sprache als ganze geht und die nur zum geringsten Teil vom Buchstaben selbst aus entschieden werden kann, so wird das Bild voller und lebensnäher dort, wo der Buchstabe stellvertretend für die Schrift steht. Hier ist der Buchstabe unmittelbar im Spiel; denn Sprache ohne Buchstaben ist denkbar (und sogar als Naturform anzuerkennen), dagegen ist Schrift ohne Buchstaben im weitesten Sinne unmöglich. Vorwürfe gegen die Schrift müssen also auch „buchstäblich“ genommen werden, und der Buchstabe wird dabei gezwungen, mehr über sein Verhältnis zum Geist auszusagen als bisher.

Man wird daran erinnern, daß die praktische Auseinandersetzung um die Schrift längst abgeschlossen ist. Die keltischen Druiden, von denen berichtet wird, daß sie grundsätzlich ihr Wissen nicht der Schrift anvertrauten, sind ausgestorben (und ihr Wissen mit ihnen). Auch die Versuche, Schrift auf kleinere Kreise von Eingeweihten zu beschränken, sind längst überholt. Schriftsprachen sind zu den anerkannten Formen der Kultursprachen geworden. Um so bemerkenswerter ist es, wie nahe doch noch das Mißtrauen gegen die schriftliche Form von Sprache liegt. Seinen Gründen nachzugehen und nachzudenken ist eine bleibende Aufgabe auch für uns; der Geist kommt rascher ins Spiel als man meinen sollte.

Als beispielhaft für Bedenken gegen den Buchstaben, die im Grunde Bedenken gegen die Schrift sind, können die Gedanken stehen, die Platon im Phaidros und im 7. Brief entwickelt. Ich erinnere nur kurz an Bekanntes.* Da ist die Erzählung von *Theut-Thot*, dem vergöttlichten Erfinder der *γράμματα*, der Buchstaben(schrift): Wie er voll Stolz vor dem Götterkönig erscheint, seine Erfindung vorträgt und ausmalt, welcher Nutzen aus dieser seiner Neuerung entstehen werde. Eine erste unerwartete Dämpfung kommt aus dem Munde des Götterkönigs. Dieser hört sich alles an, gibt aber dem Zukunftsgläubigen zu bedenken, ob er als Vater der Buchstaben nicht vielleicht zu viel von seiner Erfindung erwarte und aus Voreingenommenheit den Buchstaben etwas zutraue, was vielleicht das Gegenteil sei von dem, was sie tatsächlich ausrichten würden. Und daß es sich dabei nicht nur um einen Größenunterschied in der positiven Bewertung handelt, sondern um die grundsätzliche Frage, ob die Schrift als nützlicher oder schädlicher Fortschritt zu betrachten sei, zeigt die anschließende Mahnung an den Erfinder: *κρίναι τίν' ἔχει (τὰ γράμματα) μοῖραν βλάβης τε καὶ ἀφελείας τοῖς μέλλονσι χρῆσθαι*: genau zu überlegen, was den Buchstaben innewohnt an Möglichkeiten des Schadens und des Nutzens für die, die mit ihnen arbeiten werden. Das Voranstellen des Schadens vor den Nutzen sagt deutlich genug, was der Götterkönig von der Schrift hält. – Daß hier kein episodenhafter Einfall vorliegt, sondern ein Bedenken, das Platon dauerhaft beschäftigte, wird deutlich darin, wie er wiederholt auf dasselbe Problem zurückkommt, vor allem in einer bekannten Stelle aus dem siebenten Brief.

Man wird nun sagen, daß diese Bedenken doch nicht zu gewichtig genommen werden dürfen; außerdem sei die Entscheidung, ob bei der Schrift die Vorteile oder die Nachteile ausschlaggebend seien, längst gefallen. Aber das wußte natürlich auch Platon selbst schon, und daß es ihm nicht darum gehen konnte, die Erfindung der Schrift etwa rückgängig zu machen, zeigt sich schon darin, daß er schließlich doch auch seine Gedanken der Schrift anvertraute. Aber um so beachtenswerter bleibt sein eigentliches Anliegen. Man kann es kurz auf folgenden Gedanken zurückführen. Es geht Platon um die Stellung des Schriftwerks:

* Vgl. L. WEISGERBER, *Die Grenzen der Schrift*, 1955, S. 7 ff.

was ist von der schriftlichen Darlegung zu halten? Hier deckt der Vergleich mit der mündlichen Darlegung große Nachteile auf: das Schriftwerk ist stumm und willenlos; es kann weder antworten noch sich verteidigen. Das ist um so folgenreicher, als es ebenso in die Hände Unberufener wie Berufener fallen kann. Die eigentliche Sicherung des geistigen Gehaltes ist nur in der mündlichen Rede gegeben: sie gewährleistet die sachgemäße Übertragung des Gedankens an die Schüler, sie vermag unmittelbar zu erläutern und zu berichtigen; die schriftliche Fassung hat im Grunde nur den Wert einer Erinnerungsstütze. Der wahre Philosoph muß sich dieses Verhältnisses bewußt sein. Er darf die Grenzen nie vergessen, die der schriftlichen Darstellung in Klarheit und Sicherheit gesetzt sind. Im vollen Bewußtsein des Abstandes von mündlicher und schriftlicher Darstellung wird er das Geschriebene sehen, stets bereit, durch sein Wort die Schwächen und Gefahren des Geschriebenen einzudämmen und auszugleichen.

Das sind Gedanken, denen wir auch heute noch voll zustimmen können und die um so beachtlicher bleiben, je mehr das geschriebene Wort den Platz des gesprochenen eingenommen hat und je mehr die Verbreitung über Raum und Zeit den Abstand zwischen der sprachlichen Schöpfung und ihrer möglichen Auswirkung vergrößert. Aber wir müssen vielleicht noch mehr einen Gesichtspunkt betonen, der bei Platon noch nicht erscheint und der, wenn er ihn gekannt hätte, seine Mahnung, Vorteile und Nachteile der Schrift gegeneinander abzuwägen, noch verstärkt hätte. Mit dem Aufkommen der Schrift ist ja nicht in erster Linie das einzelne Schriftwerk gesetzt, sondern diesem geht grundsätzlich voraus die Überführung der Sprache selbst in eine verschriftete Form. Hier liegt das eigentliche Problem der Schrift: die Verschriftung einer Sprache. Alle Beurteiler sind sich einig, daß der Zeitpunkt, in dem eine Sprache in die Schriftform übergeführt wird, als tiefgreifender Einschnitt anzusehen ist. Wie steht es hier mit den Vorteilen und Gefahren?

Mit Recht treten die möglichen Vorteile in den Vordergrund. Sie lassen sich auf drei Grundtatsachen zurückführen. Die Schrift überwindet die Schranken von Raum und Zeit, die der Sprache gesetzt sind. Gewiß ist die Sprache selbst schon ein Kulturgut und als solches überzeitlich und überpersönlich. Aber der Sinnesbereich, auf den sie sich stützt, der

Bereich von Stimme und Ohr, hat seine deutlichen Grenzen: er ist umgrenzt durch den Raum, über den die Stimme trägt, und die Zeit, in der die Stimme verhallt. Die Zusammenarbeit in einer Sprachgemeinschaft ist auf die Möglichkeiten beschränkt, die sich in diesen Grenzen ergeben, im unmittelbaren Miteinander der Menschen. Nun setzt die Wirkung der schriftlichen Sprachform ein. Sie leidet zwar unvermeidlich unter den vorhin genannten Mängeln. Aber sie kann dafür grundsätzlich alle Sprachangehörigen miteinander in Verbindung bringen und die Jahrhunderte überdauern. – Eine der darin beschlossenen Folgerungen betrifft auch den Umfang der Sprachen. Das Wortgut schriftloser Sprachen ist beschränkt auf die Elemente, die der Gemeinschaft unmittelbar gegenwärtig sind; erfahrungsgemäß beziffert es sich auf wenige Zehntausende von Wörtern. Der schriftlich aufbewahrte Wortschatz kann nach der Breite wie nach der Tiefe ohne solche Schranken anwachsen und erreicht in den modernen Sprachen den Umfang mehrerer Hunderttausend. – Ein Drittes soll man auch nicht übersehen. Mit der schriftlichen Festlegung bekommen die Menschen ihre Sprache in den Griff. Das was natürlicherweise unbewußt in einer Sprachgemeinschaft lebt, wird überschaubar, man kann es ordnen, wissenschaftlich bearbeiten, zum Gebrauch darstellen. Es ist kein Zweifel, daß der Mensch mit einer solchen Übersicht der Sprache völlig anders gegenübersteht als der naiv in der vorgegebenen Sprache Lebende. – Das alles bringt der Buchstabe zuwege, und es ist verständlich, daß die damit erreichbaren Möglichkeiten eine Kultur auf völlig neue Grundlagen stellen. Niemand wird der Schrift diese umstürzende Wirkung absprechen.

Aber ist es ein reiner Vorteil? Man braucht nicht lange zu suchen, um die Gefahren zu sehen, mit denen diese Vorteile erkaufte sind. Auch von ihnen möchte ich in aller Kürze drei hervorheben. Das erste ist der durch die Schrift bewirkte Übergang der Sprache von der Stufe des objektiven Geistes zu der des objektivierten Geistes. Unbewußt in einer Gemeinschaft lebendige Sprache ist objektiver Geist: Vollzug gemeinsamer Entfaltung der Sprachkraft in einer Menschengruppe in der natürlichen Wechselwirkung zwischen Muttersprache und Sprachgemeinschaft. Durch die Schrift fixierte Sprache wird objektivierter Geist: herausverlegte Ergebnisse, von den Trägern stärker abgelöste Bestände,

verselbständigt System. Beide Formen stehen unter recht verschiedenen Daseinsbedingungen, wobei einer der kennzeichnendsten Züge die Neigung der objektivierten Gebilde ist, sich ihren Schöpfern gegenüber zu verselbständigen, in vielen Zügen eine eigene Gesetzlichkeit auszubilden und schließlich sich als bestehende Macht Anerkennung zu verschaffen. – Diese Verselbständigung ist aber gepaart mit einer größeren Anfälligkeit für bewußte Lenkung. Objektiver Geist ist die Erscheinungsform gemeinsamer geistiger Arbeit einer ganzen Gruppe im natürlichen Verhältnis der Kräfte der Beteiligten. Objektivierter Geist ist stärker dem bewußten Eingriff der Wissenden ausgesetzt: Schriftsprache wird manipulierbar; der in ihr verkörperte Geist kann in die Hand des Machtstrebens gelangen. – Ein Drittes aber erscheint mir als das Entscheidende. Sprache ist immer sinnlich-geistige Ganzheit: ein sinnliches Element kann von der Sprachkraft zum Träger eines geistigen Ansatzes gemacht werden, der nun als sprachlicher Zugriff Welt erschließt und geistig gestaltet. In dieser Ganzheit ist das Sinnliche der Ansatz, das Geistige das Ziel. In der natürlichen Sprache ist dieser Geistesbau aufgeführt mit Material aus dem Bereich des Gehörsinnes: Stimme und Ohr wirken zusammen, um den Lautzeichen die symbolische Leistung zu ermöglichen, aus der der geistige Aufbau der Sprache erwächst. Das alles ist nur in einem wohlausgewogenen Verhältnis der beiden Anteile denkbar. – Die Schrift bringt nun in diese sprachliche Grundbeziehung ein neues sinnliches Element hinein. Sie baut auf dem Gesichtssinn auf: Buchstabe und Auge kommen also zu Laut und Ohr hinzu. Nun aber nicht, um auf den optischen Zeichen Inhalte neuer Art zu prägen und in dieser Weise die Sprache zu bereichern. Vielmehr ist der Gesichtssinn nur als Ausweitung des maßgeblich bleibenden Gehörsinns beteiligt, als Verlängerung des lautlichen Zeichens ins Sichtbare. Dieses Hinzugewinnen eines neuen Sinnenbereiches für die Zwecke der Sprache ist zwar eine Tatsache von unabsehbarer Tragweite und auf ihr beruht die revolutionierende Wirkung der Erfindung der Schrift. Aber vom Geist her gesehen ist doch noch etwas anderes zu betonen. Ist Sprache eine sinnlich-geistige Ganzheit, beruhend auf der Symbolwirkung eines lautlichen Zeichens, so bringt die Schrift einen Zuwachs für die sinnliche Seite, das Lautzeichen wird zum Laut-Schrift-Zeichen. Was bedeutet

das für die geistige Seite der sinnlich-geistigen Sprachganzheiten? Es kann auch für die geistige Seite als Verstärkung angesehen werden, und das optische Zeichen kann über das Lesen in die Vergegenwärtigung des Inhaltes hineinwirken. Aber viel näher liegt eine andere Wirkung: das optische Element beschwert die sinnliche Sprachseite, ohne daß auf der geistigen Seite ein entsprechender Zuwachs einträte. Das wäre gleichbedeutend mit einer Verlagerung des Schwergewichts in der sinnlich-geistigen Ganzheit der Sprache. Das natürliche Lautzeichen stellt als Laut-Schrift-Zeichen verdoppelte Ansprüche im Sprachprozeß, und wie auch immer man das ansehen mag, so tritt eine Veränderung in dem ausgewogenen Verhältnis der beiden Seiten der Sprache ein. Der Buchstabe beansprucht seinen Platz, und es besteht die Gefahr, daß dieser Anspruch auf Kosten der beiden Grundgrößen, des Lautes und vor allem des Geistes, befriedigt wird. Auf diesen letzten Zusammenhang muß man mit allem Nachdruck hinweisen. Solange man in der Sprache eine im wesentlichen lautliche Angelegenheit sah, mochte die Verlängerung ins Optische als reiner Gewinn erscheinen. Ist die Sprache eine sinnlich-geistige Ganzheit, dann muß jede Veränderung auf der sinnlichen Seite in ihre Konsequenzen für die geistige Seite verfolgt werden. Der Buchstabe verändert die Bedingungen von Laut und Geist. Und wenn er den Geist auch nicht gleich zu töten braucht, so kann er doch zu Störung, Einseitigkeit, Einengung, Vernachlässigung führen. Man kann sich das leicht an der Stellung von Schrift, Laut und Geist in dem Sprachunterricht unserer Schulen veranschaulichen. Dies scheint mir der Kern der Schriftproblematik zu sein, die Stelle, auf die in erster Linie die Mahnung des Götterkönigs zu beziehen wäre: *κρίναι τίν' ἔχει τὰ γράμματα μοῖραν βλάβης τε καὶ ὠφελείας τοῖς μέλλουσι χρῆσθαι.* *

c) Mit diesem Kreis von Überlegungen ist im Grunde das Verhältnis von Sprache und Schrift gekennzeichnet, das, was mit dem Eintritt des sichtbaren Zeichens in die lautlich-geistigen Urbedingungen der Sprache gegeben ist. Klagen über den Buchstaben, die auf einen der eben genannten Punkte zielen, müssen demnach auf die Schrift als ganze bezogen und dort entschieden werden; der Buchstabe ist nur der Vollstrecker der

* Vgl. zu diesen Überlegungen meine Schrift über „Die Grenzen der Schrift“, 1955.

schriftlichen Ordnung. Oder sollte er doch noch in eigener Rolle, eben als Buchstabe im Spiele sein?

Befragen wir die Sprachgeschichte, so finden wir Stellen genug, an denen die Auseinandersetzung tatsächlich um den einzelnen Buchstaben, um das Schriftzeichen als solches geht. Seit es die Buchstabenschrift gibt, haben die Probleme von Sprache und Schrift eine besondere Note gewonnen. Der unmittelbare Anlaß ist dabei zumeist nicht in dem Bezug des Buchstabens zum Geist, sondern in dem Verhältnis des Buchstabens zum Laut gegeben; aber schneller als erwartet ist auch der Geist mitbetroffen.

Verlängerung des Lautlichen ins Sichtbare, dafür hat die Menschheit verschiedene Lösungen versucht, Bilderschrift, Silbenschrift, Buchstabenschrift. Die große Neuerung, die der Buchstabenschrift den Sieg über alle Vorläufer einbrachte, war die Möglichkeit, aus einer allgemeingültigen Zusammenordnung vom lautlichen zum schriftlichen Zeichen zu kommen und umgekehrt. Wer Buchstabenschrift sagt, pocht auf diese grundsätzliche Überlegenheit über Silben- und Bilderschrift: ihr Maßstab ist der Laut, ihr Prinzip die Parallelität von Laut und Buchstabe, ihr Ziel, dem lautgebundenen Geist erweiterten Raum zu schaffen.

Soweit ist alles gut. Aber es zeigt sich rasch, daß dem Buchstaben eine bedenkliche Neigung innewohnt, den Laut zu überspielen. Hier ist die Wurzel einer neuen Verwicklung: der Frage der Rechtschreibung. Das geht Zug um Zug. Die Buchstabenschrift setzt verständlicherweise in einer unvollkommenen Form ein. Man müßte einen ausreichenden Einblick in den lautlichen Aufbau der Sprache haben und zugleich volle Handlungsfreiheit im Bereich der Buchstaben besitzen, wenn man den idealen Gleichlauf zwischen Laut und Buchstabe verwirklichen sollte. Diese Bedingungen konnten nie erfüllt sein, und so ist jede geschichtliche Buchstabenschrift, von den Griechen an, ein vorläufiger Behelf (dessen Behelfscharakter um so folgenschwerer ist, als die Buchstabenschrift nur einmal erfunden wurde, also auch bei der Übertragung über das Griechische hinaus nicht aus dem Prinzip, sondern aus dem Vorbild heraus gestaltet wurde mit der Gefahr des Behelfs mit einem Behelf). In dieser Vorläufigkeit war grundsätzlich die Arbeit der Vervollkommnung angelegt, letztlich der Weg zur Lautschrift, in-

dem die vertiefte Einsicht in die lautlichen Bedingungen als Aufforderung zur Besserung der Schreibung hätte wirken müssen. Aber dieser Weg war offenbar zu schwierig. Wir sehen vielmehr, daß rasch der Beihelf zur Norm wird und zugleich das Grundprinzip der Buchstabenschrift, die spezifische Zusammenordnung von Laut und Buchstabe, in Gefahr gerät. Auch das läßt sich verstehen: noch heute müssen wir manche Frage nach der tatsächlichen Anzahl der Laute einer Sprache und der demnach nötigen Zahl der Buchstaben offenlassen; immerhin wäre diese Schwierigkeit auch geschichtlich zu überwinden gewesen. Aber nun entwickelt die objektivierte Form der Sprache ein Eigenleben, und zwar in dreifacher Form.

1. Sprache ist ein Lebensvorgang und das Kennzeichen des Lebens ist die Veränderung. An diesem Wandel hat die inhaltliche Seite ebenso Anteil wie die lautliche. Veränderung des Lautes müßte unmittelbar Veränderung der Schrift nach sich ziehen, – wenn eben die Schrift nicht ihre Eigenwilligkeit entwickelte. Obwohl sie eine bewußte menschliche Zutat zur Sprache ist, entzieht sie sich der Fortsetzung dieser Einwirkung. Gewiß ist es der Mensch, der hier erlahmt, aber er erlahmt vor der Beharrungskraft des objektivierten Gebildes, und es scheint fast, als ob er sich um so weniger zutraue, je größer der Abstand zwischen Laut und Buchstabe wird. So kommt es, daß die deutsche Rechtschreibung, und noch stärker die englische oder die französische, nicht nur Schreibungen fortführt, die um Jahrhunderte hinter dem Wandel der Lautungen zurückbleiben, sondern daß auch gerade an solchen Stellen der Gedanke der Änderung auf den stärksten Widerstand stößt.

2. Diesen Zwiespalt muß man zu verstehen suchen. Sicher steckt darin zum guten Teil die Macht der Gewohnheit. Man kann es denen, die in mühevoller Arbeit die Fülle einer Sprache schriftlich eingefangen haben, nachfühlen, wenn sie nun nicht gleich an Veränderungen herangehen, sondern ein wenig ausruhen wollen. Aber dieses Ausruhen ist von Anfang an vom Übel. Sicher kann eine Rechtschreibung nicht in dauernder Bewegung sein, sie muß Beständigkeit in sich haben und Dauer der Geltung. Aber es gilt, die Grenze zwischen Beharrung und Versteinerung im Auge zu haben, und diese Grenze wird nur zu leicht übersehen. In diesem Augenblick kommt das Prinzip der Buchstabenschrift in Gefahr.

Wenn schon jede gewachsene Buchstabenschrift viel Behelfsmäßiges hat, wenn solche Behelfe sich in der Schreibung eines Wortes summieren und wenn dann noch die Beharrung des Buchstabens der Veränderung des Lautes nicht folgt, dann entsteht schließlich ein solcher Abstand zwischen Lautbild und Schriftbild, daß es unmöglich wird, in allgemeiner Form das Schriftbild aus der Lautung abzuleiten; wir müssen das Schriftbild als Ganzes aufnehmen mit der Forderung, daß es in seiner Eigenwilligkeit eingeprägt wird, und damit beginnt die Herrschaft der Rechtschreibung, die maßvoll einsetzen kann, aber leicht den Charakter eines Rückfalls in eine gemäßigte Wortschrift annimmt: es muß für jedes Wort die geltende Rechtschreibung eingeprägt werden, und selbst wenn dabei Teilübereinstimmungen von Laut und Buchstaben helfen und ich sogar in vielen Fällen nur zu wissen brauche, daß Laut und Buchstabe sich entsprechen, – die grundsätzliche Erfahrung, daß jedes Einzelwort auch ein Einzelproblem der Rechtschreibung ist, bleibt, und damit ist die größte Hilfe, die die Erfindung der Buchstabenschrift versprach, um ihren vollen Wert gebracht.

3. Wahrscheinlich würde solchen Erfahrungen gegenüber die Sprachgemeinschaft sich darauf besinnen, daß sie doch schließlich die Schrift geschaffen und in Kraft gesetzt hat und daß sie demnach in der Lage sein müsse, bei auftretenden Unzuträglichkeiten Abhilfe zu schaffen. Das ist theoretisch richtig, praktisch trifft es aber nicht zu, und es ist eine der bittersten Erfahrungen, wie sehr der Mensch seinen eigenen Schöpfungen ausgeliefert sein kann. Das mag geschehen im Vertrauen darauf, daß in diesen geltenden Objektivgebilden das Besterreichbare festgelegt und zum allgemeinen Nutzen bereitgehalten sei. Natürlich kann der einzelne nicht all das selbst überprüfen, was Jahrtausende und Menschenmillionen erarbeitet haben. Er kann nicht selbst in Sprache und Schrift neu anfangen. Und erst recht kann man verstehen, daß ein Mensch, der in seiner Jugend mühsam eine Rechtschreibung erlernt hat, in diesem Punkte nun seine Ruhe haben möchte, also im Normalfall Änderungen eher beargwöhnt als herbeisehnt. Aber um so größer ist die Pflicht der Gemeinschaft, darüber zu wachen, daß die objektivierten Gebilde nicht in die Rolle von Herren hineinwachsen, denen der einzelne nur als Höriger gegenübersteht. In diese Stellung rückt der Buch-

stabe nur zu leicht hinein. Man müßte das in die Einzelheiten hinein verfolgen, wie sich hier Verhältnisse entwickeln, die man nicht anders kennzeichnen kann, als daß es den unpersönlichen Objektivgebilden gelingt, die tragenden Gemeinschaften und erst recht die einzelnen zu Verhaltensweisen zu führen, die mehr der Selbsterhaltung der Objektivgebilde dienen als den Notwendigkeiten der Menschen.

4. Das ist der Rahmen, in dem nun die vielfältigen Spannungen, die wir um das Schriftproblem herum antrafen, sich auswirken. Es ist klar, daß im Grunde alle dem Buchstaben gegenüber vorgebrachten Klagen von hier aus überprüft werden müßten; das Verhältnis des Buchstabens zum Geist bleibt die Mitte der Überlegungen, die zum außersprachlichen Geist, zum muttersprachlichen Geist, zum sinnlichen Partner des Geistes, zum objektiven und objektivierten Geist und zur persönlichen Verwirklichung des Geistes hinführen. Der überraschendste Befund bleibt aber dieser: so vielfältig die Formen des Widerstreits sind, in denen der Geist als vom Buchstaben bedroht erscheint, so gibt es doch auch Anzeichen dafür, daß der Geist seine Bindung an den Buchstaben selbst bejaht und verstärkt. Denn es ist kaum auf andere Weise zu verstehen, daß den Bemühungen, den Geist von offensichtlicher Beeinträchtigung durch den Buchstaben zu befreien, gerade im Namen des Geistes Widerspruch erwächst. Dieses scheinbare Paradoxon ist ja letztlich die Wurzel aller ernsthaften Rechtschreibkämpfe. Man kann es wohl in allgemeiner Form so ausdrücken. Es gibt eine Reihe von Argumenten, die einleuchtend für Änderungen vorgebracht werden: Zufälligkeiten, Inkonsequenzen, Widersprüche in der geltenden Schreibung; Last für Schule und Öffentlichkeit, Unmöglichkeit, den Regeln gerecht zu werden usw.; das mag sogar von allen Beteiligten anerkannt werden und prallt doch auf der einen Seite ab an dem Gefühl oder der Überzeugung, daß eine Änderung aus solchen Gründen nicht gewagt werden dürfe, um der Sicherheit der Sprache willen. Es gibt umgekehrt eine Folge von Gründen, die gegen Änderungen der Schreibung vorgebracht werden: schädliche Unruhe, Einbuße an Tradition, Bedrohung des geschichtlichen Zusammenhangs usw.; auch das mag von allen Beteiligten anerkannt sein, und doch bleibt auf der anderen Seite die Überzeugung, daß das Wagnis übernommen werden müsse, um der Freiheit des Geistes

willen. Wie können sich diese Standpunkte in einem scheinbar unüberwindlichen Gegensatz gegenüberstehen? Vielleicht kann man eine Erklärung entnehmen aus der Einsicht, die wir für das Verhältnis von Geist, Laut und Buchstabe gewonnen haben: der geistige Zugriff der Sprache, getragen und verleiblicht in den lautlichen Zeichen, geht doch auch mit dem zusätzlichen sichtbaren Zeichen, der Schrift, eine zusätzliche Verbindung ein. Diese fügt zwar dem geistigen Gehalt wenig Merkliches hinzu. Aber sie macht ihre Wirkungen geltend, wo Spannungen zwischen Laut und Schrift auftreten. Das, was wir als Verstärkung der sinnlichen Seite der sinnlich-geistigen Sprachganzheit feststellten, kann dann zu getrennter Wirkung führen. Mit beiden Formen muß also gerechnet werden, und es geht nicht an, die eine im Namen der anderen zu verdammen. Wenn wir auch eine Abstufung des Anspruchs nicht verkennen können, so gilt es doch, beiden gerecht zu werden.

Damit haben wir wohl den Kreis der Beziehungen, in denen der Buchstabe und der Geist uns begegnen, umschritten, und es bleibt uns übrig, die Folgerungen anzudeuten. Um die wichtigste voranzunehmen. Die Schärfe des Urteils über den Buchstaben, der in ausschließendem Gegensatz zum Geiste stehe, ist nicht bestätigt. Auch der Buchstabe ist und bleibt geistnahe, so verschiedenartig die Form sein mag. Und das besagt im Grundsätzlichen, daß er die Freiheit des Geistes teilen muß. Das ist Schutz und Anspruch zugleich. Schutz: der Buchstabe muß sicher sein, daß er von keiner Seite gefesselt wird. Er kann so wenig verstaatlicht werden wie der Geist selbst (so notwendig die Zustimmung des Staates in manchen Fragen der Schrift bleibt); er darf auch nicht der Verfügung kleiner Kreise unterstehen; Sachverständige sind nötig, aber sie müssen immer in Wechselwirkung mit der ganzen Sprachgemeinschaft handeln (so unentbehrlich einerseits ihre Hilfe bei der Sicherung der Schreibweise, andererseits ihre Aufklärungsarbeit bei der Lockerung der Herrschaft der Schrift ist); er darf auch nicht in die Beharrungskraft der „Gebilde“ verfallen: die ganze Sprachgemeinschaft ist mit verantwortlich, daß er nicht versteinert; er muß sich darauf verlassen können, daß die, die ihm eine Aufgabe übertragen, ihn zur rechten Zeit auch wieder freigeben (selbst gegenüber einer durch Schule und amtliche Schreibung potenzierten Machtstellung). – Anspruch: die

Ordnung, in der Geist, Laut und Buchstabe stehen, muß eingehalten werden. Gewiß mußten wir die Meinungen, die in dem Buchstaben nur eine äußere Zutat zur Sprache sehen, berichtigen: der Buchstabe ist eine Macht und hat seinen Wirkungsbereich. Aber diese Macht bleibt eine abgeleitete und darf sich nie gegen die wenden, die ihm im Rang vorangehen: gegen den Laut und erst recht nicht gegen den Geist. Und vor allem: der Buchstabe ist in dieser Dreiheit die massivste Größe; die Abstufung des äußeren Gewichts verläuft umgekehrt zu der Ordnung der Werte, und von dieser Stellung aus ergeben sich die Gefahren, die wir erkannten und die den berechtigten Anlaß zu Klage und Mißtrauen gegen die Schrift geben. Die höheren Werte müssen gegen den roheren Stoff gesichert werden. Nicht darum geht es, den Buchstaben zu bekämpfen, sondern darum, die wertvollsten Vorteile der Schrift mit den geringsten Nachteilen zu erkaufen.

Diese Gefahren zu erkennen und ihnen entgegenzuarbeiten ist die bleibende Aufgabe der Sachkundigen. Sie zu erkennen, ist dabei die geringere Schwierigkeit, sie zu beheben, die ungleich größere. Manchmal möchte man sie für unüberwindlich halten, und mancher, der wohlge-
mut und mit vollem Recht auszog, um für die Ordnung der Schrift zu streiten, mußte seine Ziele zurückstecken, wenn er nicht ganz verzagte. Die Wissenschaft hat eine Formel für solche Erfahrungen: es ist die Rede von der Verselbständigung der objektivierten Gebilde, die immer der Verfügungsgewalt ihrer Schöpfer zu entgleiten drohen. Bei der Schrift ist diese Verselbständigung vielleicht am stärksten. Ist das nun ein Anlaß, das Feld zu räumen? Ich glaube nicht. Wohl aber müssen wir die Formen des Umgangs mit den Objektivgebilden verbessern. Dazu gehört in erster Linie, daß in außerordentlich weiten Zusammenhängen die Stellen realisierbarer Einwirkung erkannt und ausgenutzt werden. Dabei werden immer wieder unerwartete Hindernisse, aber auch überraschende Möglichkeiten auftreten. Arbeiten an der Schrift sind keine Rechenexempel, und trotzdem haben sie ihr inneres Gesetz. Beides gewahr zu werden und das Handeln darauf abzustellen, ist das Geheimnis des Erfolges. Gerade hier drängt sich der Name Duden wieder auf. Jahrzehnte seines Lebens waren dem Ringen mit der Schrift gewidmet, in einem ständigen Auf und Ab, das mehr als einmal bereits als gesichert

erscheinende Erfolge wieder umwarf. Daß sein Lebenswerk trotzdem als einer der wichtigsten Abschnitte in der deutschen Schriftgeschichte vor uns steht, ist das Ergebnis zweier bei ihm vorbildlich vereinigter Eigenschaften: einer zähen Zielstrebigkeit und eines klaren Sinnes für das Erreichbare. Daß dieses Wirken Überlegungen, Konflikte, Entschlüsse brachte, weit über das hinaus, was uns davon bekannt ist, ist selbstverständlich. Das Größte aber ist vielleicht gefaßt in dem Wort, mit dem A. Hübner 1936 Dudens Stellung kennzeichnete: „Konrad Duden, den das Schicksal zum Kodifikator einer Rechtschreibung gemacht hat, die nicht die seine war und die ihm wenig gefiel.“ * Das Faktum ist äußerlich richtig, und man sollte sich klarmachen, was darin alles enthalten ist. Auch zu Dudens Zeiten waren viele Fragen von deutscher Sprache und Schrift in Bewegung. Über alle hat er sich Gedanken gemacht. Auch im Gebiet der Schreibung gab es kaum eines der alten Anliegen, das sich nicht angemeldet hätte; auch sie hatte Duden hundertfach überdacht und auf ihre Verwirklichung hin geprüft. Aber sein Vorhaben erstarrte nicht in einer bestimmten Forderung. Es blieb beweglich und konnte unmittelbar einsetzen, als ein überragendes Ziel sichtbar wurde: die lange ersehnte Einheit der Schreibung im deutschsprachigen Raum. Zu dessen Verwirklichung setzte er all seine Kraft und all sein Können ein, auch wenn darüber manches zurückstehen mußte, was ihm ebenso Verstandes- wie Herzensanliegen war. So konnte er mit voller Überzeugung eine Regelung zum Siege führen, „die nicht die seine war“, wohl aber die zu seiner Zeit mögliche und nötige. Wer so denkt, kann auf lange Sicht arbeiten, auch im Vertrauen darauf, daß Spätere sein Werk aufnehmen und fortsetzen werden. So lebt Konrad Duden in dem Duden weiter, das selbstlose Tun in dem Werk, dessen Ausgangswirkung wir gar nicht mehr ermessen können, weil sie uns selbstverständlich geworden ist, und dessen Fortführung in gleicher Grundhaltung auch unserer Zeit aufgetragen ist.

Eine Stadt aber, die auch das Mühen um die Muttersprache zu ihren Aufgaben rechnet, die den Formen selbstloser Verdienste um die deutsche Sprache nachgeht und diesem Wollen unter dem Namen Konrad

* A. HÜBNER, Der Duden und die deutsche Rechtschreibung (abgedruckt in „Kleine Schriften zur deutschen Philologie“, 1940, S. 102 ff).

Dudens einen so weit sichtbaren Ausdruck verschafft, darf sicher sein, daß durch solches Tun die Kräfte belebt und gestärkt werden, die in der Unbeachtetheit des Selbstverständlichen am Werk sind und die gerade dadurch sich als tragende Grundlagen einer Kultur und eines ganzen Volkslebens erweisen.